

## Kreuzberger Künstlerleben

### Der Blick aus dem Fenster

Ein kleines Mädchen sitzt auf den Stufen des Tempels, Menschen hasten über die Brücke, die Sonne spielt mit dem Wasser. Kreuzberg.

Kreuzberg?

„Ich gehe, wenn ich traurig bin. Und ich bin ja oft genug traurig als Kind. Hat man ja viele Anlässe. Dann gehe ich um die Ecke und komme am Tempel an und setzte mich auf die Stufen. Ich habe mich immer auf die zweite, dritte Stufe gesetzt von unten und habe ins Wasser geguckt und hab‘ mir dann vorgestellt, da wohnt der liebe Gott drin und da darf man nicht rein und da kommt man nicht rein. Wir haben früher alle ‚Judentempel‘ gesagt. Das war keine Schmähsache. Man hat nicht ‚Synagoge‘ gesagt, sondern ‚der Tempel‘, der Tempel Gottes.“  
Alle Synagogen wurden im 19. und frühen 20. Jahrhundert von den deutschsprachigen Juden Tempel genannt. (s.: <http://de.wikipedia.org/wiki/Synagoge>) Das kleine Mädchen kannte es nicht anders.

Jahrzehnte später sitzt Hiltrud Weitemeier, die heute Schroeter heißt, im Versammlungsraum der Synagoge am Fraenkelufer und überreicht der Gemeinde ein Gemälde.

„Der Blick aus dem Fenster zum Tempel rüber. Die Synagoge stand hier, hier hinter dem Zaun. Direkt wo die Bäume sind. Der Eingang war hinten vom Ufer – also die hatten eine Mauer hier und sie kommt ja in meinem Bild vor. Sie kommt bei meinem Bruder auch vor. Wenn man zwei Treppen hoch wohnt, kann man direkt reingucken. Von der Straße die Leute, die konnten so gut wie gar nichts sehen. Wir konnten alles sehen.“

Hiltrud Schroeter hat das Bild aus der Erinnerung gemalt. „Meine Eltern waren evangelisch und nicht besonders fromm, aber der Blick aus unserem Fenster war irgendwie ‘ne ganz besonders schöne Sache, die wir als Kinder alle so wahrnahmen.“

Hiltrud, geboren 1931, wuchs in Kreuzberg auf in einer Zeit, die Kindern nicht gut tat.

Der Vater, technischer Zeichner von Beruf und begabter Maler, war lange arbeitslos. Dann eine Anstellung, die besser war als keine, die ein bescheidenes Auskommen ermöglichte. So bescheiden, dass das Springseil, das Hiltrud sich wünschte, lange Zeit Wunsch blieb. Bis zur Einschulung. „Es war ja üblich, dass man eine Schultüte kriegt als Kind – und wenn das auch eine herbe Zeit war, haben sie doch Schultüten gekriegt. Die Eltern, die haben gesagt, entweder ‘ne Schultüte oder du hast einen anderen Wunsch frei. Und dann habe ich gesagt, gut, dann will ich eben keine Schultüte haben, aber ein Springseil.“

Die Eltern warnten. Sie würde das einzige Mädchen in der Klasse sein ohne Schultüte. Und die Leute würden denken, ihre Eltern seien so arm, dass sie ihr nicht mal eine Schultüte kaufen könnten. „Das musst du dann verkraften“, sagte die Mutter.

Der Schmach, auf dem Einschulungsfoto als einziges Kind ohne Schultüte zu stehen, entging sie, denn es war damals in Kreuzberg noch nicht üblich, Klassenfotos zu machen. Aber ganz einfach kann der Verzicht auf die Schultüte nicht gewesen sein, denn vom ersten Schultag berichtet Hiltrud: „Dann bin ich nach Hause gegangen und dann habe ich meinen Reifen runtergeholt und dann bin ich gehopst.“ Willensstärke macht einsam, auch wenn man ein Kind ist.

Spielzeug war rar in jener Zeit. Im Türrahmen zum Wohnzimmer hing eine Schaukel. „Meine Brüder haben gesagt, wir wollen mal stemmen lernen, dann musste ich in der Schaukel sitzen und meine Brüder versuchten, mich zu stemmen.“ Außerdem gab es noch das Mensch-ärgere-Dich-nicht-Spiel. Andere Spiele gab es nicht. Oma Helene Weitemeier, die Weißnäherin war

und in der Admiralstraße wohnte, „... die hat gesagt, Spiele und Wettspiele, das ist vom Teufel!“ Und so haben sich die Kinder ihre eigenen Spiele ausgedacht. „Wir haben alle gebastelt, meine Brüder und ich.“ Einen Bauernhof haben sie gebastelt, die Tiere gemalt und ausgeschnitten, auf die Pappunterseite des Malblocks den Bauernhof gemalt und die Tiere daraufgestellt. Die Brüder waren besonders an den Pferden interessiert. „Wir haben alles selbst gebastelt und viel gemalt. ... die Kinder mussten krank sein und ich war die Krankenschwester.“

Im Haus nebenan war eine Kneipe. „Unser Vater war manchmal drin, aber wir selbst sind als Kinder da nie drinnen gewesen.“ Wenn die Eltern Alkohol tranken, tranken sie Bier, hell-dunkel, ein Gemisch aus hellem Bier und Malzbier, das in der Nachkriegszeit in Mode war. „Das hat es früher gegeben und das gehörte zum guten Ton. Das schmeckt und man wird auch nicht so schnell beschwipst davon.“ Der Bruder Hans holte in der Regel das Bier „... mit einem Siphon an die Ecke“, selten wurde Hiltrud geschickt. Der Bruder Hans musste oft mit der Großen Kanne Milch holen. Hiltrud wurde zum Fleischer geschickt, „... weil ich immer aufpassen musste, damit das Fleisch die richtige Menge Fett hatte. Manchmal konnte man beim Schlachter mit anderen Leuten Marken tauschen, Fleischmarken gegen Brotmarken. Das wurde mir anvertraut“.

Die Familie Weitemeier wohnte in der Britzer Straße, die heute Kohlfurter Straße heißt. „Unser Haus, das war früher eine Kaserne“, berichtet Hiltrud. „Ganz viel früher! Die Gänge waren schmal und duster und zu beiden Seiten sind Stuben abgegangen. Später war der Gang mit Licht – früher war es duster. Wenn man zwei Zimmer hatte und eine Küche, dann musste man immer über den Flur gehen, auf die andere Seite. Die Küche war da – die Zimmer waren da.“

Von der Stube konnte man auf die Britzer Straße sehen und auf den Tempel. „Der Tempel hatte nach hinten zwei kleine Türen, in den Hof rein und da hat man gesehen, wie junge Leute spazieren gingen oder nach dem Gottesdienst Leute rauskamen. Und wie man bei uns sagen würde: der Küster, also der Tempeldiener, ihn und seine Frau kannten wir ganz genau. Sie sind immer da drüben einkaufen gegangen und haben den gelben Stern nachher dran gehabt und als später kaum noch Juden da wohnten, waren sie immer noch da, sie sind also nicht abgeführt worden. Die beiden alten Leute haben immer noch mitten im Krieg eingekauft.“

Für Hiltrud, das evangelische Mädchen, war nicht nur der Blick auf die Synagoge eine besonders schöne Sache.

„Aber der merkt und weiß ja alles und dann sieht der, dass ich auf seinen Tempelstufen sitze. Und dann kam der Küster und als der gemerkt hat, da sitzt immer eine, dann hat er so genickt mit dem Kopf. Hat mich **nie** weggejagt. Ich wollte immer gerne durch die Säulen laufen und bis ans Tor. Aber das habe ich nicht gemacht, das habe ich mich nie getraut. Und immer, wenn ich da saß, hat es auch der Küster mitgekriegt und das war ein ausgesprochen menschenfreundlicher Mann. Der hat mich nicht weggejagt oder gesagt, was machst du hier.“

Ein Kind in Kreuzberg in einer feindlichen Zeit, oft genug traurig, weil es viele Anlässe gab, traurig zu sein. Die Erwachsenen brauchten ihre ganze Kraft zum Überleben. Niemand kümmerte sich um die Kinder, die ihre Talente gerne entwickelt hätten.

Bald brannte die Synagoge. Hiltrud ging in die 20. Volksschule, Kreuzberg in der Admiralstraße, unter ihren Mitschülerinnen waren viele jüdische Kinder. „Diese Mädchen hier, und die, die ...“, sie zeigt auf die vergilbte Fotografie. „Das sind alles jüdische Mitschülerinnen. Und nun fehlten die eines Tages. Da hatte die Synagoge gebrannt.“ Die Weitemeier-Kinder standen am Stubenfenster und beobachteten den Betrieb auf dem Hof der Synagoge. „... da drinnen waren so kleine Autos, da stiegen die Leute ein mit Koffern und Taschen. Wir haben

gedacht, na ja, die machen eine Reise oder so.“ Dann fehlten die jüdischen Mitschülerinnen. Fehlten nach einem Monat immer noch. Niemand erklärte den Kindern den Grund. Eines Tages hielt Hiltrud, die stille Schülerin, die Ungewissheit nicht mehr aus und fragte im Unterricht, wo denn Laura und Hannah und die anderen Mädchen seien. „Da guckt die Lehrerin mich so an, da gingen mir die Nerven durch. Da sagt sie zu mir, na, was wollt ihr denn, schließlich haben die ja auch euren Heiland ans Kreuz geschlagen.“ Mit dieser Erklärung konnte Hiltrud nichts anfangen, fragte die Mutter. Die sagte: „Na soo ein Weib!“, erklärte der Tochter den Sachverhalt und beschloss, die Lehrerin zur Rede zu stellen. Dann befürchtete sie Repressalien auch ihren anderen Kindern gegenüber, die die gleiche Schule besuchten, verwarf den Gedanken an die Beschwerde. Aber sie betrat nie wieder diese Schule, selbst den Elternabenden blieb sie fern. Eine Tante gab zu bedenken, dass sie damit möglicherweise ihren Kindern auch schade. „Meine Kinder sollen überall anständig guten Tag sagen und sich anständig benehmen“, war die Antwort der Mutter, „aber da gehe ich nicht rüber. In solche Schule gehe ich nicht. Aus. Basta.“

Der Vater wurde 1939 eingezogen. Polen. Frankreich. Dann wieder Berlin: arbeiten für die Deutsche Arbeitsfront in Zehlendorf – technische Zeichner wurden gebraucht. Er war kein Nazi, nicht in der Partei, wurde schließlich wieder einberufen und kam zur Marine. In Ostpreußen kam er in Gefangenschaft, landete zuletzt im Gefangenenlager in Kiel. „... ein paar Jahre in der englischen Gefangenschaft gelebt und als technischer Zeichner gearbeitet. Morgens aus dem Lager raus und zur Arbeit gehen in Kiel und abends wieder ins Lager rein.“

### **Verschickt**

Die Lebensmittel wurden knapp, Hiltrud war oft krank, der Krieg kam beängstigend nahe. Die Kinderlandverschickung schien eine gute Möglichkeit, den Kindern ein sorgenfreies Leben zu ermöglichen.

1940 gab ein vertrauliches Rundschreiben von Reichsleiter Martin Bormann folgende Anweisung: „Auf Anordnung des Führers werden Kinder aus Gebieten, die immer wieder nächtliche Luftalarme haben, zunächst insbesondere aus Hamburg und Berlin, auf Grund freier Entscheidung der Erziehungsberechtigten in die übrigen Gebiete des Reiches verschickt.“ Erst spät verstanden die Menschen, dass es sich hier mitnichten um eine ‘Verschickung’, sondern um eine Evakuierung handelte.

Im Februar 1943 kam Hiltrud in das KLV-Lager SLO/29 in Trenč. Teplice. Sie war elf Jahre alt und wohnte im Haus „Paula“.

Der Krieg war jetzt weit weg. Trotzdem gab es Probleme. „Erst nach ein paar Tagen, als es im Zimmer gerochen hat, haben wir das gemerkt. Dann hat sie gesagt, dass sie immer ins Bett macht.“ Hiltrud war die Stubenälteste und hatte eine Idee: „Drehen wir alle paar Tage die Matratze um!“ Gesagt, getan. Aber dann kam eines Morgens die Führerin. „Dann gibt es Zimmerappell und dann muss man die Schränke aufmachen, ob alles gerade liegt und dann sagt sie, das stinkt ja hier so!“ Die Führerin schimpfte fürchterlich, warf Hiltrud vor, sie hätte die Angelegenheit melden müssen. „Dann ist sie an die Schränke gegangen und hat die Garderobe rausgeschmissen, alles auf die Erde und hat gesagt, pass‘ besser auf dein Zimmer auf!“ Die stille Hiltrud war fassungslos, empört, wütend, und sagte so laut, dass alle es hören konnten: “ Die schmeißt hier alles umher und die Eltern zu Hause haben keine Seifenmarken!“ Hiltrud hatte im Lager SLO/29 eine Lehrerin, die Luise Schröder hieß.

Schroeder war die Tochter einer Gemüseverkäuferin und eines Bauarbeiters. Nach Abschluss der Mittelschule wurde sie Angestellte einer Versicherungsgesellschaft.<sup>[1]</sup> Bereits sehr früh engagierte sie sich in der sozialistischen [Arbeiterbewegung](#), trat 1910 in die SPD ein und arbeitete in den Bereichen [Sozialpolitik](#) und [Gleichstellung der Frau](#). An der Gründung der [Arbeiterwohlfahrt](#) (AWO) hatte sie maßgeblichen Anteil. Seit 1925 wirkte sie als Dozentin an der Schule der Arbeiterwohlfahrt in Berlin. Auch an der Deutschen Hochschule für Politik (heute: [Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin](#)) hatte Louise Schroeder einen [Lehrauftrag](#), bis sie [Berufsverbot](#) durch die [Nationalsozialisten](#) erhielt. Wiederholt zu Verhören vorgeladen, verbrachte sie die Zeit bis zum Kriegsende in Hamburg, Berlin und Dänemark. Sie versuchte, die Zeit als Leiterin einer Bäckerei zu überleben, verweigerte aber den Hitlergruß und wurde boykottiert. Durch Freunde erhielt sie eine Anstellung als Bürokräftin in Berlin.<sup>[1]</sup> Nach dem Krieg gehörte sie zu den Neubegründern von SPD und AWO in Berlin. 1948 gehörte Schroeder dem Gründungsausschuss der [Freien Universität](#) an. Von 1946 bis 1950 war sie gemeinsam mit [Otto Suhr](#) in Berlin Herausgeberin der theoretischen Halbmonatsschrift *Das sozialistische Jahrhundert*. Sie starb 1957 im Alter von 70 Jahren und wurde auf dem Friedhof Holstenkamp in Hamburg-Bahrenfeld beigesetzt (Grablage: F 10 - 31/32).

Diese Luise Schröder erkannte Hiltruds Talent und tat, was sie konnte, um das Mädchen zu fördern: Sie ließ Hiltrud Blumenbänder zeichnen, mit denen die aus Papier gefalteten Lampenschirme auf den Nachttischchen verziert wurden.

Hiltruds „Leistungsbescheinigung“ aus dem KLV-Lager SLO/29 verzeichnete sie als Lager teilnehmern vom 13.2.1943 bis zum 25.1.1944. Sie bekam Noten u.a. in „Einsatzbereitschaft“, Disziplin“, Leistungswille in den Leibesübungen“ und „Geistige Regsamkeit“. Im „Zeichnen und Werken“ war sie sehr gut. Sie fehlte 40 Stunden.

Die nächste Station in Hiltruds Kinderleben war ein Lager in Cernau bei Krakau. Hier bekam sie die Nachricht von der Geburt eines Schwesterchens. Jetzt hielt sie nichts mehr im Lager. Ihre Willensstärke erwachte und sie fädelt ihre Flucht geschickt ein. Einmal wurde der halb gepackte Koffer entdeckt. Aber schließlich hatte sie alles vorbereitet. Beim Frühstückmusste sie dringend zur Toilette. Die Drohung, sie solle sich endlich merken, dass das nicht erlaubt sei, beantwortete sie mit einem gehorsamen Nicken. „Nur heute noch einmal.“ „Und dann bin ich gegangen und schnell die Treppe hoch und meinen Koffer geholt und raus aus der Tür. Und draußen in der Straße war ich schon in einem Treck, der sich schob. Frauen mit Kindern waren da, da habe ich mich untergemischt. “Das Heim lag in der Nähe eines Bahnhofs, niemand fragte nach dem einsamen Kind. Irgendwann schaffe sie es, einen Platz in einem Zug zu ergattern. „Fahrkarte hat man ja auch nicht mehr gebraucht.“

Es dauerte eine Woche, bis sie endlich am Schlesischen Bahnhof in Berlin ankam. Zu Fuß schlug sie sich zur Britzer Straße durch, immer auf der Hut. Bei Fliegeralarm versteckte sie sich irgendwo. Endlich zu Hause. Endlich zu Hause? „In Berlin war alles so anders!“

Der Mutter ging es nicht gut, das Schwesterchen war in die Obhut einer Nachbarin gegeben, wurde krank, starb nach einem halben Jahr im Krankenhaus. Hiltrud musste die Beerdigung organisieren. Der Pfarrer weigerte sich das Kind zu beerdigen, weil die Mutter, die auf dem Papier zwar evangelisch, aber eher kommunistisch orientiert war, das Kind nicht hatte taufen lassen. Außerdem war er auf Hiltrud böse, die nach Berlin zurückgekommen war, ohne seine Tochter, die ebenfalls im Lager in Teplice war, mitzubringen. Aber irgendwie hat Hiltrud die Beerdigung durchsetzen können. Die Zeit war hart und Willensstärke überlebensnotwendig. Aber die Kraft reicht manchmal nicht. Noch war Krieg, keine Schule, Hiltrud wurde krank. Tbc. Nächste Station: Urbankrankenhaus.

## Nachkrieg

In der Fichtestraße steht ein Bunker. In teuren Lofts wohnen Menschen, die das Ungewöhnliche lieben. Während des Krieges, schon als Hiltrud im KLV-Lager war, lief ihre Mutter mit

den Geschwistern Abend für Abend von der Britzer Straße zum Fichtebunker. Kinderreiche Frauen hatten ein Anrecht auf einen Bunkerplatz.

Nach ihrer Rückkehr ging Hiltrud mit in den Bunker. „... und eines Tages, wie der Krieg dann ganz aus war, und die Russen schon in die Straße kamen, hatte man uns gesagt, wir können nicht mehr zurück in unsere Wohnung, wir können da nicht rein, da sind die Russen drin.“ Sie bekamen vom Kommandanten eine Wohnung an der Ecke zur Admiralstraße zugewiesen. „Wir haben aus dem Fenster geguckt, da oben in einer Wohnung, wo Leute vielleicht unterwegs waren oder auf der Flucht und da haben wir drinnen gelebt und wir Kinder hatten ja nichts weiter zu tun, als von oben zu gucken.“

Was sahen die Kinder? „...die Russen. Einer kam jedes Mal mit unserer großen Milchkanne. Unsere Mutter hatte ja eine riesengroße Milchkanne. Wir waren ja sieben Personen.“ Der Russe hat mit der Milchkanne Wasser von der Pumpe an der Straße geholt, obwohl es fließendes Wasser im Haus gab.

Nach ungefähr zwei Wochen konnte Frau Weitemeier mit ihren Kindern zurück in die eigene Wohnung. Die Russen hatten alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest gewesen war: Stühle, Lederstühle, die Bilder, die der Vater gezeichnet hatte.

Im Parterre blieb die russische Kommandantur.

Hiltrud hat gute Erinnerungen an die Russen. Sie musste gemeinsam mit einer Frau aus dem Haus für die Russen kochen, hat zum ersten Mal in ihrem Leben Bratkartoffeln aus rohen Kartoffeln gemacht. „Die haben uns da oben gut wohnen lassen, die haben unseren kleinen Kindern, die halb verhungert waren, von ihrem Essen abgegeben.“ Mit einem Deutsch sprechenden Russen konnten sie sich unterhalten, ein junger Russe wollte mit ihr tändeln, aber, das betont sie, „ich bin **nie** vergewaltigt worden“.

Doch die Erwachsenen waren mit der russischen Besatzung „... nicht sehr glücklich, denn wir wussten ja, in Tempelhof sind die Amis und das ist ja gar nicht so weit weg von uns.“

In Hiltruds Erinnerung ändert sich das Leben bald. „Wir wurden amerikanischer Sektor, dann gab es das neue Geld, wir hießen nicht mehr Britzer Straße, sondern Kohlfurter Straße.“

Hiltruds Brüder und die anderen Jungen aus der Straße kletterten in der ausgebrannten Synagoge herum, „... sind dann immer über diese Mauer geklettert und sind in den Tempel und haben da wohl so altes Holz gesammelt. Das war gefährlich, der hätte einstürzen können. Gesprengt wurde er erst ganz viel später.“ Hiltruds Bruder Herbert war besonders waghalsig. „Er kletterte bis in den Dachstuhl.“

Langsam normalisierte sich das Leben, Hiltrud besuchte vom 15. Juli 1945 bis zum 30. Juli 1946 die 9. Volksschule in Kreuzberg. Sie wird aus der 7. Klasse entlassen. Sie bekommt in „Betragen“ die Note „sehr gut“. Der Schulbesuch war „infolge Krankheit unregelmäßig“. Ihre Lehrerin war Fräulein Duda, die in der Obentrautstraße wohnte.

In dieser Zeit sollte Hiltrud konfirmiert werden. Der Konfirmandenunterricht, „... alles auswendig lernen. Das war nicht mein Fall.“ Hiltrud lernte trotzdem fleißig. Von einer Nachbarin hatte sie ein Kleid bekommen. „Ein sehr schickes. Ein dunkelblaues mit einem so großen, auffälligen Kragen, der über die Schulter fällt.“ Wieder einmal stellte sich ihr der Pfarrer in den Weg. Seine Tochter war noch nicht zurückgekommen, Krakau russisch besetzt, der Vater in großer Sorge um sein Kind und sagte, „Nee, blaues Kleid nicht“. Hiltrud wäre nicht Hiltrud gewesen, wenn sie diese „Rache“ unwidersprochen hingenommen hätte. „Und da habe ich gesagt, wir haben kein anderes, meine Mutter kann auch keins kaufen.“ Hiltrud bleibt sich treu: „Nun werde ich überhaupt nicht konfirmiert. Ich gehe nicht dahin. Ich will nicht!“ Das

gab einen Eclat in der Verwandtschaft, aber mit Unterstützung der Mutter setzte sich Hiltrud durch.

Als der Vater arbeitslos war, war die Familie Weitemeier arm. Jetzt, nach dem Krieg, wurde ihre Situation heikel. Die Mutter hatte eine kleine Rente aus der Zeit, als sie als Stenotypistin gearbeitet hatte. Dazu bekam sie Sozialunterstützung.

Aus Hiltruds Schule war während des Krieges eine Kaserne geworden. Die Kinder gingen jetzt in der Graefe-, bzw. der Dieffenbachstraße zur Schule.

### **Dann muss ich von Frau Schneider reden**

Frau Schneider, so erzählt Hiltrud, wohnte, wie die Familie Weitemeier in der zweiten Etage des Nebenhauses. Frau Schneider war Jüdin. „Der Mann ist immer morgens mit der Aktentasche zur Arbeit gegangen und Frau Schneider hat man nie gesehen. Die war nie auf der Straße und ihre Tochter auch nicht. Die Leute in unserem Haus haben gedacht, die gibt es gar nicht, ja! Und Mutter war die einzige Kontaktperson abends im Dunkeln.“

Es gab eine versteckte Verbindung zur Kneipe im Erdgeschoss. „Im Notfall war vereinbart mit dem Wirt, ...die hätten dann jederzeit Frau Schneider rausgelassen oder woanders versteckt. ... Sie sollen kein Radio anmachen und kein Licht anmachen. Man sollte ja denken, dass es nur den Mann mit der Aktentasche gab.“

Der Wirt deckte das Versteck, „...wo ja hier auch Nazis drin verkehrten, also, es waren nicht alle Nazis im Haus, aber es war immer möglich, bis zum Schluss ...“.

Der Mann, der noch während des Krieges immer morgens mit seiner Aktentasche das Haus verließ, war eines Tages verschwunden. Keiner weiß, was mit ihm geschehen ist.

Hiltrud weiß auch nicht, welchen Beruf der Mann hatte. Auf jeden Fall hatte die Tochter schöne Kleider. „... und dann haben die Frauen immer, wenn es dunkel war und keiner es sehen konnte, Marken rübergereicht, oder Mutti gab ihr Marken und sie gab ein Paar Schuhe rüber für mich. Und Garderobe. Meine ersten schicken Jacken waren die abgetragenen von Frau Schneiders Tochter.“

Nach dem Krieg durfte Hiltrud Frau Schneider besuchen, die ihr die versteckte Tür hinter einer Waschtollette – einer Kommode mit Waschbecken und großem Spiegel – zeigte. Hinter der Tür begann der Weg, der zur Kneipe führte.

Nach dem Krieg, so erinnert sich Hiltrud, war diese Frau Schneider die Verwalterin der beiden Häuser. Hiltruds Vater war in Gefangenschaft, die Mutter wurde krank –Morbus Bechterev. „Meine Mutter konnte so gut wie gar nichts mehr machen und dann lag sie immer im Krankenhaus. Ich habe in Britz gearbeitet bei Efha in der Fleisch- und Wurstfabrik und habe meine Brüder versorgt und zu Hause werkeln und machen müssen.“ Das Geld war knapp, für die Miete reichte es nicht, bald war die Familie Weitemeier drei Monate im Rückstand. Dann kam der Brief mit der Kündigung. Hiltrud war empört. Ausgerechnet diese Frau Schneider, die die Solidarität ihrer Nachbarn erfahren hatte, schickte die Kündigung. Wenig später kam der Gerichtsbescheid. „Da habe ich gedacht, dann geh ich jetzt zum Gericht. Bin ich, ohne das mit Mutti zu besprechen.“ In der Möckernstraße hat sie ihren Fall geschildert, einen Richter sprechen können – und hatte Glück. „... dann hat der gesagt, wir werden einen Brief an Frau Schneider aufsetzen. Da brauchen Sie gar keine Angst zu haben, wenn Ihre Mutter im Krankenhaus liegt und Sie versorgen die Geschwister, da brauchen Sie keine Angst zu haben. Und das ist dann auch alles gut ausgegangen.“

## Kunst und Glaube

In den 50er Jahren ließ sich Hiltrud im Jagdschloss Göhrde zur Jugendleiterin ausbilden, im Haus am Rupenhorn hat sie gearbeitet.

Ihre Mutter konnte die Wohnung kaum noch verlassen. Die Brüder trugen sie manchmal auf den Armen in die Kneipe im Nebenhaus, damit sie mit ihnen ein Bierchen trinken konnte. „Meine Mutter lebte noch hier und ich war ja immer in der Göhrde. Ich war viel weg, zu Kursen oder als Hospitantin mal ein halbes Jahr, dann war ich mal drei Wochen zu Hause. Dann sagten meine Brüder, du kümmerst dich zu wenig um Mutti. Aber das war eben mein Beruf als Jugendleiterin. Das Geld, das ich verdient habe, habe ich abgegeben. Vielleicht 20 oder 25 Mark hat man behalten. Davon habe ich noch für meine Aussteuer gekauft.“

Während ihrer Zeit in der Göhrde hatte Hiltrud eine katholische Freundin aus der Gegend um Osnabrück. „Ne ganz enge Freundschaft. Und dann habe ich gesagt, na, dann werde ich katholisch, wa?“

Hiltrud hatte weder die Schmach, die sie durch den evangelischen Pfarrer erlitten hatte, noch die Gutmütigkeit des Synagogendieners vergessen. Sie suchte eine geistige Heimat und fand sie in der katholischen Kirche. Durch die Freundin angeregt, setzte sie sich, wenn kein Gottesdienst war, in die Johannes-Basilika. Wie damals, als sie sich als Kind auf die Stufen des Tempels gesetzt hatte, wurde auch diesmal jemand auf sie aufmerksam. „Dann habe ich ihm gesagt, ich würde mich vielleicht dafür interessieren, aber ich weiß es noch nicht so richtig.“ Sie wurde an St. Michael verwiesen, die Pfarre, zu der die Kohlfurter Straße gehörte.

Hiltrud wartete noch einmal ein halbes Jahr, ehe sie Kontakt aufnahm zur Pfarrei St. Michael. Auch hier begegnete ihr der Pfarrer eher mit Misstrauen. „Der Pfarrer hat gesagt, wollen Sie deswegen katholisch werden, weil Sie einen katholischen Freund haben, der Sie sonst nicht heiraten würde?“

Aber sie lernte auch andere Menschen in St. Michael kennen, die sie in ihre Mitte aufnahmen. „Mit denen habe ich immer noch Kontakt. Dann bin ich irgendwann katholisch geworden. Meine Mutter musste das nun auch noch hinnehmen, dass ich katholisch wurde. Dann hat sie gesagt, das muss jeder für sich ausmachen. Nachher sind einige von meinen Brüdern auch konvertiert. Der Maler nicht.“

Anfang der 60er Jahre fuhr Hiltrud, die inzwischen geheiratet und zwei Töchter bekommen hatte, mit ihrem Mann in die Göhrde, um ihm zu zeigen, wo sie ihre Ausbildung bekommen hatte. Ihre Mutter war „ganz verrückt nach den Enkeln. Da hat sie uns überredet, die jüngste bei ihr zu lassen.“ Hiltrud war unbesorgt, schließlich wohnten noch Brüder bei der Mutter. Auf der Reise wurden sie vom Mauerbau überrascht. „Und jetzt wussten wir nicht, was wir machen sollten. Wir waren so unglücklich. Kommen wir nochmal zurück? Wir haben immer am Radio gehangen. Alle haben gesagt, Nerven behalten, Nerven behalten. – Wir sind wieder zurückgekommen!“

„... als ich dann geheiratet hatte und mein Mann war Lehrer und meine Kinder waren aus dem Ärgsten raus, habe ich gesagt, ich fange an zu malen.. Da hat meine Mutter noch gelebt. Die hat gesagt, ach Gott, ach Gott, jetzt malt die auch noch!“

Hiltruds Mutter war von der Notwendigkeit künstlerischer Betätigung sicher nicht überzeugt, hatte doch weder ihr Mann noch der Sohn Herbert mit ihrer Kunst je ihr Elend mildern können. Und jetzt auch noch die Tochter!

Hiltrud war durch ihre Ausbildung künstlerisch geschult, hatte sich von ihrem Bruder Herbert, genannt Jimmy, einiges zeigen lassen, „... aber nur so nebenbei gemalt.“ Jetzt wollte sie Ernst machen.

Jimmy nahm sie mit nach nebenan in die Kneipe, die heute Kreuzberger Weltlaterne heißt, damals eine schlichte Arbeiterkneipe war, in der sich schon die Entwicklung Kreuzbergs zum künstlerischen Zentrum ankündigte. Neben Jimmy Weitemeier trafen sich noch andere Künstler hier, unter anderem Georg Kupke. „... den Mühlenhaupt habe ich schon vor Erwin (ihr Ehemann) gekannt und den Kupke.“

Hiltrud hat zu Hause im Keller, in der Waschküche gemalt. Einmal in der Woche nahm sie Unterricht bei Kupke. „Dann hat der Kupke mich erzogen zu einer Disziplin beim Malen.“ Als Hiltrud über zu wenig Zeit klagte, sagte er: „Wo steht deine Staffelei? Im Keller? Neben der Waschmaschine? Wenn du da arbeitest, kannst du zwischendurch eine Skizze machen und die dann liegen lassen.“

Ihr Bild mit dem Blick auf die Synagoge entstand in diesen Jahren.

Später fuhren Hiltrud und Erwin gerne in den Urlaub in die Lüneburger Heide. Dort kam sie in Kontakt mit Wolle – spinnen, färben, weben. Das hat sie fasziniert. Ein Buch hat sie über die unterschiedlichen Möglichkeiten des Wolle Färbens mit pflanzlichen Farben geschrieben. Alte Webstühle, die nicht mehr genutzt wurden, hat sie reaktiviert. Ihr Ziel war nicht die Abwendung von der Malerei, sie hatte ihr bildnerisches Medium gefunden: „... dann werde ich Bilder weben, dann mache ich meine Malerei auf dem Webstuhl weiter.“

Schließlich widmete sie sich weniger dem Weben als dem Wirken, weil diese Technik mehr Spielraum für künstlerische Bildgestaltung zulässt.

Mit gewebten und gewirkten Bildern hat Hiltrud schließlich noch eine Ausstellung in der Kreuzberger Weltlaterne gemacht, jene Kneipe, in der ihr Bruder Jimmy mit seiner ersten Ausstellung den Anstoß für die Entwicklung der Kreuzberger Boheme gegeben hatte.

Hiltruds Bild des Tempels hängt jetzt in der Synagoge, die Künstler der Kreuzberger Boheme treffen sich längst nicht mehr in der Weltlaterne, ein pubertierendes Jahrhundert proklamiert – vierzehnjährig – eine neue Kultur mit neuen Kneipen, einer neuen Kunst und neuen religiösen Vorstellungen.

Hiltrud lebt alleine, Erwin ist tot. Wenn es ihre Gesundheit zulässt, setzt sie sich an den Webstuhl. Sie wirkt ein Bild mit dem Titel ....